

FERDINAND TREMEL

Die bäuerliche Wirtschaft

Nach Abschluß der großen deutschen Landnahme am Ende des 13. Jahrhunderts waren etwa 95 Prozent der gesamten Bevölkerung unseres Landes Bauern oder doch bäuerlicher Herkunft. Sie lebten teils in Dörfern oder Weilern, teils in Einzelhöfen, je nachdem, ob ihre Huben im Flachland, in Tälern oder im Gebirge lagen. Der Ausdruck „Weiler“ war übrigens in der Steiermark nicht gebräuchlich, man nannte eine solche Anhäufung von einigen wenigen Gehöften kurz ein „Dörfl“. Doch auch die Dörfer waren klein, sie zählten selten mehr als zehn bis zwanzig Huben.

Den verschiedenen Siedlungsformen entsprachen verschiedene Flurformen. So findet sich in den offenen, flachen Landschaften der mittleren und östlichen Steiermark, in denen die Bauern in Dörfern lebten, die „Gewannflur“, während in den obersteirischen Tälern und im mittelsteirischen Hügelland der Dorf- und Weilersiedlung die „Weiler“- oder „Blockgemengeflur“ entsprach. Diesen beiden Flurformen ist gemeinsam, daß der Grundbesitz in lauter mehr oder minder kleine Teile zerstückelt ist, die in Gemengelage aufgeteilt sind. Während aber bei der Gewannflur die einzelnen Ackerstreifen schmal und lang sind und in gewisser Regelmäßigkeit angeordnet liegen, sind die Felder der Weilerflur von unregelmäßiger Größe und Gestalt. Wo diese Flurformen herrschten, lagen die Felder der einzelnen Bauern über die ganze Gemeinde verstreut, der Bauer konnte auf seine Felder meist nur dadurch gelangen, daß er über die Felder seiner Nachbarn fuhr. Die Streulage erforderte daher naturgemäß eine strenge Ordnung im Anbau und bei der Ernte, damit nicht ein Bauer den andern schädigte. Man nannte diese Ordnung, die von der Grundherrschaft oder ihrem Vertreter, dem Amtmann, getroffen wurde, den „Flurzwang“.

Anders lagen die Verhältnisse im Gebiete der Einzelhofsiedlungen, also im Gebirge. Dieser Siedlungsform entsprach die „Einöd“- oder „Einschichtflur“, die dadurch gekennzeichnet ist, daß der ganze, zum bäuerlichen Gut gehörige Grundbesitz in einer Fläche geschlossen beisammen liegt. Wo die Einschichtflur herrschte, war der Bauer tatsächlich „König in seinem Reich“, hier konnte er nach seinem Gutdünken schalten und walten, da störte seine Wirtschaft keinen Nachbarn, wenn

auch die nachbarliche Hilfe oft in Anspruch genommen werden mußte. Der Einschichtbauer durfte seinen Besitz einzäunen und ihn so auch äußerlich vom fremden Besitz, ja sogar vom grundherrschaftlichen Wald absondern.

Es ist klar, daß die verschiedenen Flurformen manche Unterschiede in der Wirtschaft erforderten, doch von tiefergreifender Bedeutung waren die Verschiedenheiten, die die Natur des Bodens und das Klima bewirkten.

Nahezu in allen Landesteilen nahm der Ackerbau die erste Stellung in der bäuerlichen Wirtschaft ein. Wir sind über ihn und über seine Ausdehnung verhältnismäßig gut unterrichtet, weil uns eine große Zahl von „Urbaren“ erhalten ist. Diese Urbare sind Besitzverzeichnisse der Grundherrschaften, die deren untertänige Bauern und die Abgaben, die sie zu leisten hatten, verzeichnen. Folgen wir diesen Aufzeichnungen, so ergibt sich, daß unter allen Körnerfrüchten in den meisten Herrschaften der Hafer an der Spitze stand. Das erklärt sich daraus, daß die Bauern sehr viel Hafer für den Bedarf der Grundherrschaft zinsen und daher auch anbauen mußten. Erst an zweiter Stelle folgt in den Abgabenverzeichnissen der Roggen, der schlechthin „Korn“ hieß, weil er überall angebaut wurde und im größten Teil des Landes das häufigste, manchmal sogar das einzige Brotgetreide darstellte. Doch auch der Anbau von Weizen war erstaunlich weit verbreitet, ja, in jenen Landesteilen, in denen es das Klima einigermaßen zuließ, zum Beispiel im Grazer Feld und in der südöstlichen Steiermark, nahmen die Weizenfelder sogar größeren Raum ein als die Roggenfelder; wir dürfen daraus schließen, daß in diesen Gegenden das Weizenbrot nicht nur auf den Herrentisch kam, sondern auch das Bauernbrot bildete.

Merkwürdig gering waren die Gersteabgaben. Die Gerste diente bei uns nicht als Brotgetreide, sondern zur Malzgewinnung und Bierbereitung, sie wurde daher nur in geringem Maße angebaut. Der südlichen Steiermark war die Hirse wohlbekannt; daß Hirsezinse nur selten erwähnt werden, beweist noch nicht, daß die Hirse auch selten angebaut wurde, sondern nur, daß die Herren keinen Wert darauf legten. Hirse gezinst zu bekommen, denn sie war ein Bauernessen.

Der Anbau von Gemüse war schon im Mittelalter beachtlich, doch kannte man davon nur wenige Sorten. Das meistangebaute Gemüse war das Kraut, denn es konnte eingeschabt und so für den Winter aufbewahrt werden. Die Krautsuppe zierte sehr häufig den Mittagstisch des Bauern. Als Zins finden wir das Kraut freilich nicht, denn die Herren aßen kein Kraut, sie aßen das Fleisch. Was über das Kraut gesagt wurde, gilt auch von den Rüben. Wenn wir heute noch von „Kraut und Rüben“ sprechen,

so finden wir in dieser Redewendung eine Erinnerung an die beiden häufigsten Pflanzen des bäuerlichen „Kuchlgartens“. Zum Gemüse zählte man auch die H ü l s e n f r ü c h t e, unter denen die Bohnen obenan standen, während Erbsen wohl auch schon im Mittelalter bekannt waren, aber doch seltener angebaut wurden als die Bohnen. Beide Früchte verdankten ihre Wertschätzung in frühester Zeit außer ihrem Nährwert dem Umstand, daß sie getrocknet und im getrockneten Zustand über den Winter aufbewahrt werden konnten. Die Bohnensuppe bildete auf dem Speisezettel der Bäurin eine willkommene Abwechslung zur Kraut-suppe.

Der Anbau von M o h n war im Mittelalter viel weiter verbreitet als heute, er fand freilich nicht als Nahrung, sondern als Würze zum Backen und als Arznei Verwendung.

Als Gespinstpflanze wurde F l a c h s geschätzt und überall im Lande angebaut.

Die vorherrschende Wirtschaftsform bildete bis tief in das 19. Jahr-hundert hinein die D r e i f e l d e r w i r t s c h a f t, bei der Winter-getreide, Sommergetreide und Brache in dreijährigem Turnus abwech-selten. In den gebirgigen Teilen der Steiermark wurde daneben immer noch E g a r t e n w i r t s c h a f t betrieben, das heißt, man ließ einen Acker nach der Ernte drei bis vier Jahre, manchmal sogar noch länger, brach liegen, damit der Boden wieder die notwendigen Nahrungsstoffe sammelte, bis man ihn von neuem bebauen konnte. Nicht nur in der Rodungszeit, sondern noch lange nachher betrieb man B r a n d w i r t -s c h a f t. Bei dieser Art des Bodenbaues wurde auf einem eben gerode-ten Stück Land das liegende Stock- und Abfallholz verbrannt und das Samenkorn in den durch die Asche gedüngten Boden gesät.

In der südlichen und mittleren Steiermark wurde auf weite Strecken die W e i n r e b e gepflanzt; Wein und Most waren ja in jenen Landes-teilen, in denen das Wasser ungenießbar war — und diese Gebiete waren gar nicht klein — der tägliche Hastrunk, außerdem war der Wein bei gewissen liturgischen Handlungen unentbehrlich. Rebkulturen fanden sich daher bis ins 18. Jahrhundert hinein an Orten, an denen sie längst aufgegeben sind, zum Beispiel um Leoben, um Bruck an der Mur und nördlich von Hartberg.

Frühzeitig lernte man das O b s t schätzen; wohl waren die „Baum-gärten“, wie man die Obstgärten nannte, die das Bauernhaus umstanden, klein und das Obst unansehnlich, aber getrocknete Zwetschken, Kletzen und getrocknete Apfelspalten waren schon im Mittelalter beliebte Vit-aminspender im Winter, Zwetschken liebte man auch als Regler der Verdauung.

Neben den Feldern lagen — urkundlich seit dem 12. Jahrhundert genannt, aber sicher noch älter — als Zubehör von Bauernhuben die W i e s e n, worunter Grünflächen zu verstehen sind, die nicht bloß als Weide dienten, sondern auf denen das Gras gemäht wurde. Eine zwei-fache Ernte, Heu und Grummet, ist schon für das Mittelalter anzunehmen.

Wiese und Weide bildeten die Grundlagen der V i e h z u c h t, die zwar sehr weit verbreitet war, aber doch nicht in allen Landesteilen die gleiche Bedeutung besaß. Im Oberland und im Koralmgebiet bildete die R i n d e r z u c h t geradezu die Haupteinnahmequelle der Bauern, dort gab es Güter, die ausschließlich oder doch überwiegend Milchwirtschaft betrieben, die schon an anderer Stelle erwähnten „Schwaigen“. Auf einer solchen Schwaige wurden in der Regel zehn bis zwanzig Kühe gehalten, aus der Milch wurde Käse erzeugt, der bei den Bergbauern mit Brot die erste und bisweilen die einzige Mahlzeit des Tages bildete. Die Schwai-gen wurden im 13. Jahrhundert eingerichtet, in der frühen Neuzeit kam die Schwaigenwirtschaft wieder ab, die Schwaigen wurden in gewöhnliche Bauerngüter oder in Zulehen mit allerdings überwiegender Viehwirtschaft umgewandelt. Das Rind war für den Bauern des Mittel-alters Milchspender und Zugtier zugleich, nicht nur Ochsen, sondern — von den Kleinbauern! — auch Kühe und Stiere wurden vor den Pflug oder den Wagen gespannt, aus den Rinderhäuten wurde das begehrte Leder hergestellt, und das Horn wurde zu mancherlei Gerät umgeformt. Seit dem Beginn der Neuzeit nahm außerdem der Rinderhandel erheb-lich zu. Mit dem Entstehen von Städten und Bergbauorten stieg die Nachfrage nach Kälbern und Ochsen, umgekehrt drang durch die Um-wandlung der Naturalleistungen in Geldleistungen und das Aufkommen des Kaufrechts die Geldwirtschaft auch in das bäuerliche Denken ein, das notwendige Bargeld aber verschaffte den Bauern im Oberland der Verkauf des Viehs und im Unterland des Weines. Die steigende Nach-frage nach Vieh veranlaßte die Bauern zu stärkerer Viehhaltung, diese wieder erforderte eine bessere Pflege oder die Beschaffung neuen Grün-landes, weshalb weniger ertragreiche Äcker in Wiesen umgewandelt oder kleinere Weideflächen, sogenannte „Viehhalten“ aus dem Wald heraus-geschlagen wurden.

Die Anfänge der bäuerlichen P f e r d e z u c h t lassen sich nur schwer erfassen, es scheint, als ob die Pferdezucht im Hochmittelalter nicht von Bauern, sondern auf den Herrenhöfen betrieben wurde; es war ja noch die Zeit, da das Pferd dem Adel und der Geistlichkeit als Reittier vorbehalten war, während sich die Bauern, wie erwähnt, mit Ochsen und Stieren als Zugtieren begnügen mußten. Ortsnamen wie Stuttern im oberen Ennstal haben die Erinnerung an solche Pferde-

gestüte bis heute bewahrt. Mit der Zerschlagung der Herrenhöfe und dem Rückgang des Eigenbetriebes der Grundherrschaften wurde die Pferdezucht den Bauern überlassen; im 16. Jahrhundert besaß schon jeder größere Bauernhof mindestens ein, meist sogar mehrere Pferde. Mit der Verbesserung der Straßen seit dem Beginn der Neuzeit und der Zunahme des Saumverkehrs gewann die Pferdezucht erhöhte Bedeutung. Aus dem Ennstal und dem oberen Murtal wurden Pferde nach Salzburg, Tirol und Bayern ausgeführt.

Einen ungleich größeren Umfang als heute besaß bis in das vorige Jahrhundert hinein die Schafzucht, lieferten doch die Schafe nicht nur die neben dem Flachs wichtigste Textilfaser, sondern auch Milch, die zur Käsebereitung Verwendung fand, Fleisch und einen warmen Pelz. Der Umfang der Ziegenzucht läßt sich für das Mittelalter nicht bestimmen, im 16. Jahrhundert war sie im Gebirge sehr verbreitet, weil die Ziegen das Futter von Hängen holten, auf die man die Kühe nicht treiben konnte. Immer aber war die Ziege die Milchspenderin des armen Mannes, nicht die des wohlhabenden Bauern.

Der Fettspender unter den Tieren war das Schwein, das in allen Landesteilen als solcher geschätzt war und dessen Fleisch außerdem den Vorteil besaß, daß man es durch Selchen konservieren konnte. Stark ausgebildet war weiters die Geflügelzucht; Hühner wurden in jedem Bauernhof gehalten, Gänse hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, im Unterland und in der Mittelsteiermark. In den von Slowenen bewohnten Landstrichen, nicht minder auch im Grazer Feld und um Fürstenfeld gab es viele „Zeidler“, wie man die Bienenzüchter nannte. Die Flußauen mit den früh blühenden Weiden, die Wiesen mit ihrem einst viel reicheren Blumenschmuck, an den Berghängen der Bergahorn, die Glockenheide und das Heidekraut, im Wald die Fichte und die Lärche und die vielen Beerenkräuter auf den frischen Schlägen und in den Ebenen die vielen Hirse-, Flachs- und Mohnfelder boten den Bienen üppige Tracht, die von den Bauern überall im Lande gerne gesammelt wurde, war doch der Honig durch Jahrhunderte der einzige Süßstoff, und die Kirche benötigte Wachs in großen Mengen.

Die Viehzucht, namentlich die Rinderzucht, hätte niemals die Bedeutung gewinnen können, die sie tatsächlich besaß, hätte man nicht das Vieh über den Sommer auf die Alm en getrieben. Die Almwirtschaft reicht bis in urgeschichtliche Zeiten zurück und erlangte im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Man unterschied „Nieder“- oder „Voralmen“, auf die das Vieh meist schon im Juni aufgetrieben wurde und von wo es erst im September ins Tal zurückkehrte, und „Hochalmen“, die nur über den Hochsommer bestoßen wurden. Aufgetrieben wurde ursprüng-

lich das Galtvieh ebenso wie Kühe und Stiere, dazu Ziegen und Schafe, für die es eigene Schafalmen gab, das waren Almen, die wegen ihrer Lage oder ihres Bodens für die Rinder nicht in Betracht kamen. Die Ziegen, das „liebe Gaißvieh“, wurden häufig in die grundherrschaftlichen Wälder eingetrieben, wo sie schwersten Schaden anrichteten, weil sie die jungen Triebe abfraßen und so den natürlichen Nachwuchs des Waldes behinderten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist ein starker Rückgang im Viehauftrieb zu erkennen, der in den allgemeinen wirtschaftlichen Veränderungen der letzten hundert Jahre, insbesondere im Übergang zur Stallfütterung und in der maschinellen Verarbeitung der Milch, in letzter Zeit auch im empfindlichen Mangel an Arbeitskräften, seine Ursachen hat und in absehbarer Zeit zum Verschwinden der Almwirtschaft führen dürfte.

Eine wesentliche Grundlage der Wirtschaft unserer Bergbauern war und ist das Recht auf Holzbezug aus den herrschaftlichen Wäldern, das ihnen schon in der Zeit der Kolonisation das Recht gab, Bau-, Brenn- und Zaunholz für den Eigenbedarf zu entnehmen. Großbauern besaßen häufig auch einen kleinen Eigenwald, einen „Scha chen“.

Man stellt sich häufig vor, daß unsere Landwirtschaft von der Zeit der Landnahme bis in das 19. Jahrhundert hinein keine nennenswerten Veränderungen erfahren habe, doch war das nicht der Fall. Dafür nur einige Beispiele. Der Weinbau etwa erfuhr mit der Zunahme des Handels mit Istrien und Friaul im ausgehenden Mittelalter einen gewissen Rückgang, weil die süßen „Welschweine“ den Gaumen der verwöhnten Bürger und Gewerken besser schmeckten als die sauren steirischen Weine. Nur dem Eingreifen der steirischen Landesregierung war es zu danken, daß die „ausländischen“ Weine den heimischen Wein nicht ganz verdrängten. Adel und Geistlichkeit, die die Landesregierung bildeten, waren eben um den Absatz ihrer eigenen Sorten sehr besorgt. Sie sahen es daher nicht ungerne, daß die Türken Ungarn unterwarfen und damit die Konkurrenz aus diesem Lande unterbanden. Dieser Zustand änderte sich, als nach der siegreichen Schlacht am Kahlenberg (1683) die Türken aus Ungarn vertrieben wurden, denn nun verdrängte der feurige Ungarwein die heimischen Sorten auf den Märkten und an den Höfen. Damit setzte der Niedergang des Weinbaues in der Steiermark ein, der bis in die jüngste Zeit anhielt.

Die Rinderzucht, vor allem die Aufzucht von Ochsen, nahm nach der Eröffnung der Bergwerke in Obersteier, Salzburg und Tirol im Spätmittelalter kräftig zu und erreichte im 17. Jahrhundert einen Höhepunkt, um dann wieder abzunehmen. Ihre Wandlungen in der Zeit der Republik werden von anderer Seite noch besprochen werden. Von

den Veränderungen, die die P f e r d e z u c h t im Laufe der Jahr-
 hunde erfahren hat, wurde schon gesprochen, und wie sehr sie heute
 im Rückgang begriffen ist, weiß jeder von uns. Die M i l c h w i r t -
 s c h a f t erfuhr zu Beginn der Neuzeit beträchtliche Veränderungen,
 man ging von der Erzeugung von Fettkäse, die im Mittelalter vor-
 herrschte, zu der von Magerkäse über. Dieser Wandel ermöglichte die
 Herstellung von Butter in größeren Mengen und aus der Butter erzeugte
 man Butterschmalz, das auf den Markt gebracht wurde. Man sieht also
 auch auf diesem Gebiet der landwirtschaftlichen Produktion den Über-
 gang von der reinen Hauswirtschaft zur Erzeugung marktgängiger Ware,
 der für das 15. und 16. Jahrhundert charakteristisch ist. Schwieriger
 hatten es die Bauern, die Getreidebau trieben, denn die Grundherr-
 schaften sicherten sich an manchen Orten ein Vorkaufsrecht auf das
 von ihren Bauern erzeugte Getreide, den sogenannten „Anfeil-
 z w a n g“, der darin bestand, daß die Bauern ihr überschüssiges Getreide
 erst der Grundherrschaft anzubieten, oder, wie man sagte, „anzufeilen“
 hatten, bevor sie es auf den Markt bringen durften.

Im allgemeinen verschlechterte sich das Los der Bauern um die
 Wende zur Neuzeit. Die Ursachen dafür waren einerseits die steigenden
 Anforderungen, die der immer mächtiger und daher anspruchsvoller
 werdende Staat an seine Untertanen stellte, die Überwälzung dieser
 Lasten von den Grundherrschaften auf die Bauern und schließlich die
 Schwierigkeit für jüngere Bauernsöhne, als selbständige Landwirte unter-
 zukommen, da es ja kein rodbares Land mehr gab. Die Folge waren
 Realteilungen, die ein Kleinbauerntum hervorriefen, das mehr und mehr
 verarmte oder auf Nebenerwerb angewiesen war, den der Gähhandel,
 das Säumertum und die Frächtereie boten. Das veränderte
 vielerorts den Charakter der bäuerlichen Wirtschaft, in der zwar die
 Landwirtschaft stets noch die primäre und wichtigste, aber nicht mehr
 die einzige Erwerbsquelle bildete.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts drang von Deutschland und
 Frankreich her die neue Lehre des P h y s i o k r a t i s m u s auch in
 unser Land ein, die der Urproduktion und damit der Landwirtschaft
 höchste Bedeutung beimaß. Außerdem brauchte der absolute Staat mit
 seinen zahlreichen Kriegen und seinem s t e h e n d e n H e e r viele
 und kräftige Soldaten und die bekam er nur aus den bäuerlichen
 Familien. Aus diesem Grunde vor allem nahm die Regierung nunmehr
 die Fürsorge für die Landwirtschaft in ihr Programm auf, doch läßt
 sich nicht feststellen, daß ihre guten Absichten bei der bäuerlichen
 Bevölkerung nennenswerten Widerhall gefunden hätten. Letztlich be-

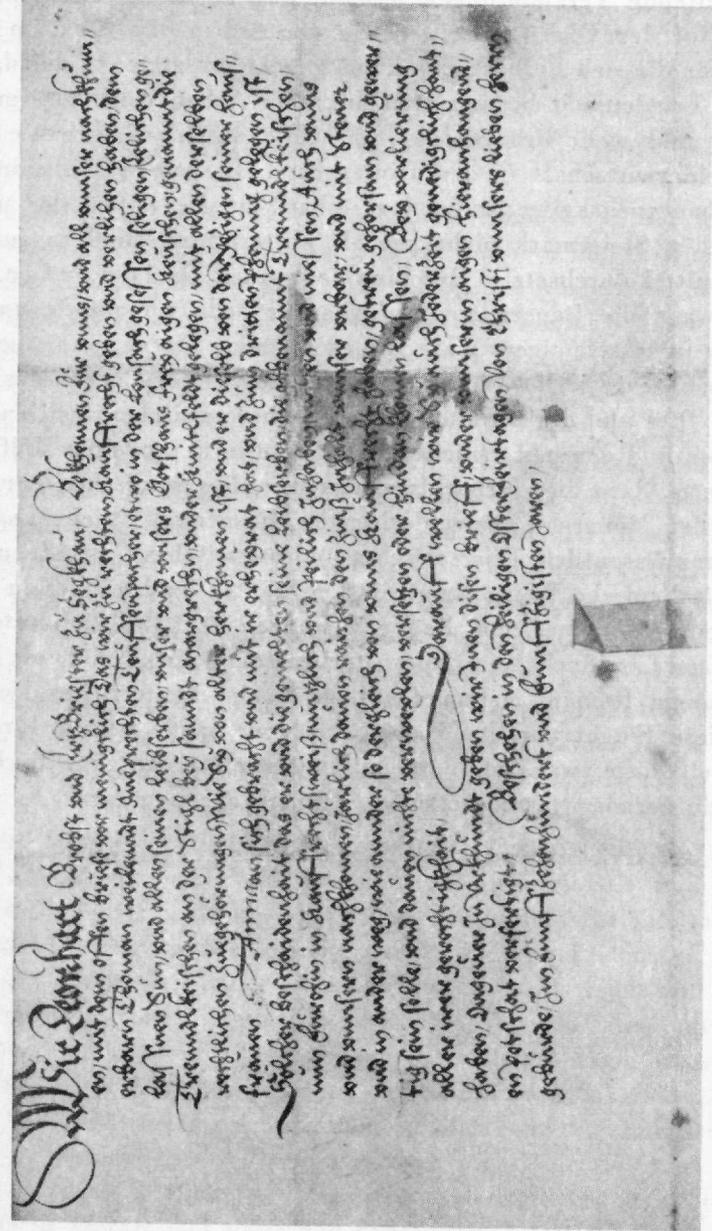


Abb. 3: Kaufbrief aus dem Jahre 1550

reiteten die Franzosenkriege um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert allen ähnlichen Bemühungen ein trauriges Ende.

Tiefgreifende Veränderungen brachte das 19. Jahrhundert hervor. Aus der Not der Franzosenzeit wurde der Anbau von Erdäpfeln geboren, für die sich Erzherzog Johann so sehr einsetzte. In der darauffolgenden Friedenszeit begann man mit dem Anbau von Futtermitteln und mehr und mehr drängte die Fruchtwechselwirtschaft die Dreifelderwirtschaft in den Hintergrund. Im selben Maße, in dem der Weinbau zurückging, nahm der Anbau von Mais zu, der sich in der südlichen Steiermark nicht nur als Futtermittel, sondern auch als Nahrungsmittel durchsetzte. Der Sieg der reinen Geldwirtschaft endlich zwang die Bauern zur Aufgabe der Selbstversorgung und zur Erzeugung marktgängiger Ware. Voraussetzung dafür war aber die Durchführung von Meliorationen, wozu der Masse der Bauern das Kapital fehlte. Dies und die Öffnung der Preisschere zwischen den landwirtschaftlichen und den gewerblichen Produkten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, dazu die Vernachlässigung der alpenländischen Landwirtschaft in der Monarchie, verschlechterten die wirtschaftliche Lage der Bauern ganz wesentlich. Überseeisches und ungarisches Getreide, ungarische und italienische Weine waren in den Städten bald billiger zu haben als die heimische Ware und die Verlockungen der Großstadt taten ein übriges. Eine Landflucht, ein Bauernsterben setzte ein, dem Peter Rosegger in seinem Roman „Jakob der Letzte“ ein dichterisches Denkmal setzte. Diese Flucht vor dem Leben auf dem Lande wurde durch die beiden Weltkriege zwar gemildert, hat aber seit dem Ausgang des letzten Krieges ein geradezu erschreckendes Ausmaß angenommen.